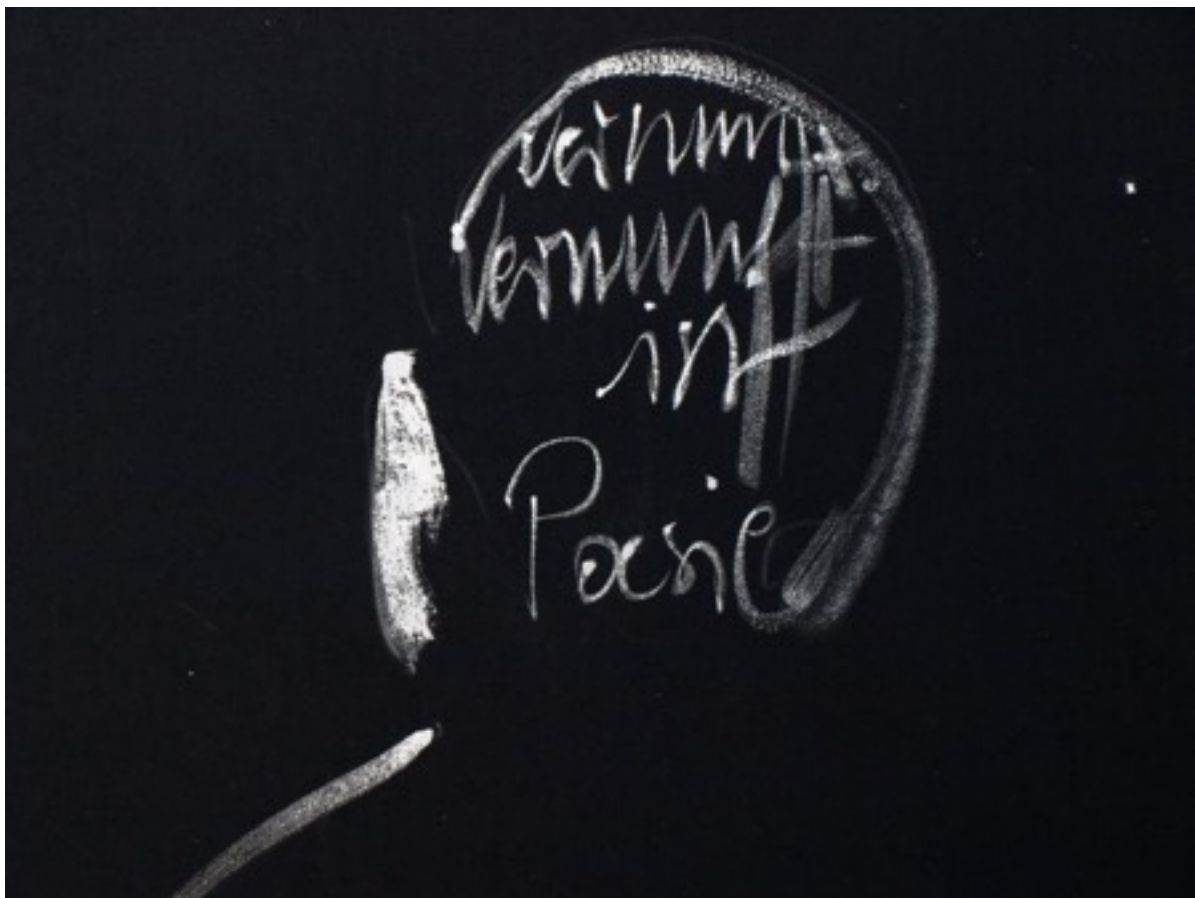


## Werkstattgespräche im Atelier Storchenbüel in Sevelen

Ein Mitschnitt des Vortrags vom 08. Oktober 2013

### Kombination der Sprachvariationen: Von Sinnlichkeit zu Sinn anhand von Sprachen und ihren verwirrenden Hilfestellungen

von Gert Gschwendtner



*„Vernunft ist Poesie.“*

*Gert Gschwendtner*

## **Von Sinnlichkeit zu Sinn anhand von Sprachen und ihren verwirrenden Hilfestellungen**

*Am Anfang ...*

*Am Anfang der Sprache ...*

*Am Anfang ...*

*Am Anfang ...*

*Am Anfang erscheint die Sprache ...*

*Am Anfang erscheint Sprache einfach.*

*Am Anfang erscheint Sprache, erscheint Sprache einfacher als das, was gesprochen wird.*

Verschiedene interessiert verschiedene Dinge. Verschiedene interessiert Verschiedenes. Miteinander besprochen. Darüber hinaus ergeben sich Begriffe und Worte, die eben dem Verschiedenen entsprechen. Da diese Bedürfnisse unterschiedlich sind, unterscheiden sich die Sprachen. Ja, die Begriffe fassen so verschiedene Erfahrungen, dass sie kaum vergleichbar sind. Das ist für jeden Übersetzer eine bekannte Schwierigkeit: Worte, die in der einen Sprache genaue Bedeutungen haben, lassen sich oft nicht direkt übertragen. Z. B. wie ein grosses O. In anderen Sprachen lässt sich oft kein Wort finden. Und dies liegt daran, dass das Leben, das Verhalten anderer, dieser Sprache zugehöriger Menschen dieses O nicht brauchen.

Ibn Ruschd suchte lange zu ergründen, was „Theater“ bei Aristoteles bedeuten soll. Da die damalige arabisch-iberische Kultur keine szenische Darstellung von Literatur kannte, brauchte es auch keinen Wortbegriff für Theater, um das Theater zu fassen.

Die Erfahrungen der einen und der anderen Kultur sind unterschiedlich und das drückt sich in der Sprache aus. Wollen diese miteinander sprechen, so bildet die Sprache zunächst ein Hindernis, das aber nicht nur eine Frage der Wortakrobatik ist, sondern auch eine Frage des Mitempfindens. Das Verstehen eines in einer anderen Sprache Sprechenden hängt wesentlich davon ab, ob dessen Lebenshaltung nachempfunden wird. Satzkonstruktionen und Worte sind nur die äusseren Mittel, um eine Mitteilung zu bewerkstelligen. Ja, es ist oft ein umständliches Bauen von Hilfskonstrukten, wenn wir uns verständigen wollen. Das Eigentliche in einer Mitteilung ist der Vergleich von Empfundenerem und Gedachtem mit den Erfahrungen des Anderen. Sprache ist also eine Verpackung für Gefühltes und Gedachtes.

Wenn Sprache benutzt werden soll, so braucht sie Regeln. Diese Regeln müssen von jenen, die sie verwenden wollen, eingehalten werden. Geschieht das nicht, so leidet das Verständnis. Worte und Grammatik sind solche Grundregeln, ohne die eine Sprache nicht ausreichend gebaut ist. Eine schlecht gebaute Sprache kann wenig Gemeinsames übertragen. Jeder wird sinnvoll so sprechen, dass jene, die zuhören, möglichst entgegen kommen und sich ihrem Denken öffnen. Jeder Zuhörer wird seine ganzen Fähigkeiten und Möglichkeiten nutzen und das Gehörte in sein eigenes Denken umwandeln. Bei diesem Hintragen und Hertragen von eingewickelten Bedeutungen treten Verluste auf, da das Einpacken und Auspacken Manches abbröseln lässt. D. h. dass das unterschiedliche Auffassen von Begriffen ein klares und eindeutiges Verstehen behindert. Andererseits entstehen aus diesen unscharfen Mitteilungen mitunter neue,

unbeabsichtigte Aussagen, die durchaus wesentliche Bedeutungen hervorrufen können. Wie das O des Himmels, wie das O von Kurt Schwitters.

Der Begriff „Sprache“ umfasst alle geistigen und physischen Mittel, die notwendig sind, um Mitteilungen zu geben und zu empfangen. Language, Langue Parole, Langage, das Urprinzip, um Mitteilungen zu konstruieren. Langue, die Weiterführung dieses Urprinzips auf Sprechbares. Parole, die Weiterführung der Langue in gesprochene Sprache. So meint es zumindest Ferdinand de Saussure, bevor er strukturalistisch von oben zerbröselte wurde. Man könnte auch sagen, Sprachen sind Systeme von Einheiten und Regeln, die den Mitgliedern von Gemeinschaften als Mittel der Verständigung dienen. Viele Definitionen von Sprache sind noch in Verwendung, aber die genannten Kurzdefinitionen könnten wohl am ehesten helfen, einerseits die Weite des Begriffs zu erhalten, andererseits eine knappe Genauigkeit zu gewährleisten.

Der Oberbegriff „Sprache“ umfasst alle sinnlichen Möglichkeiten einer Mitteilung. Aus dem grossen Angebot der Wahrnehmungsmöglichkeiten stehen uns für die Sprache alle vorhandenen Sinneserfahrungen zur Verfügung. Sprache ist also ein Begriff, der für ein Prinzip steht, mit dem Mitteilungen transportiert werden können. Sprache kann durchaus einem Sinn zugeordnet werden. Und so erhalten wir eine Sprache des Sehens, eine Sprache des Hörens, eine Sprache des Fühlens, eine Sprache des Riechens, eine Sprache des Schmeckens. Vielleicht auch noch eine Sprache des Denkens und eine Sprache der Empfindungen.

Innerhalb dieser sinnesspezifischen Sprachen sind kulturelle Spezialitäten erkennbar, die bei den wortgebundenen Sprachen sofort auffällig sind und die uns häufig verschlossen bleiben oder schwer zu erlernen sind. Bereits bei den Bildsprachen entdecken wir Schwierigkeiten beim Entziffern ihrer scheinbaren Offensichtlichkeit. Und bei Sprachen anderer Wahrnehmungskanäle wird es meist sehr unübersichtlich, da wir uns häufig gar nicht bewusst sind, dass wir sie benutzen.

Viele Gesten gelten als Reflexe und sind doch eingeübte, sprachliche Aktionen. Die vielen Handgesten, die wir benutzen, sind stark kulturell genormt, wie das die geballte Faust mit ausgestrecktem kleinen Finger und Zeigefinger zeigt. In Italien ist das der Gehörnte und stellt eine grosse Beleidigung dar. In Indien ist das ein Zeichen zum Schutz vor bösen Geistern. In Schweden lässt dieses Zeichen die meisten ratlos zurück.

Helpen wir jemandem, so reichen wir, ohne zu überlegen, die Hand. Das ist in Asien eher eine Beleidigung. Wenn wir zum Essen eingeladen werden, so erwarten wir eine Speisenfolge, die in irgendeiner Weise eine Wertschätzung gegenüber einer Person darstellt. Vielleicht sogar unserer Person. Das Menu ist also eine sprachliche Mitteilung. Sprache bezeichnet also eine besondere, geregelte Form, Mitteilungen zu machen. Sprachbetrachtungen dienen meist dem Herausfinden von Strukturen und Prinzipien, um damit dann spekulative Überlegungen anzustellen. Der Begründer der Linguistik Ferdinand de Saussure beispielsweise stellt in seiner Dissertation aus Beobachtungen bestimmter phonetischer, grammatikalischer und bedeutungskritischer Sprachabschnitte Verbindungen zwischen Sanskrittexten und nordeuropäischen Texten her, sogenannte indogermanische Zusammenhänge.

Manche unterscheiden zwischen konstruierten Sprachen und natürlichen Sprachen. Diese Unterscheidung ist jedoch eine sehr künstliche, da auch die

natürlichen Sprachen geistige Produkte sind und nicht als irgendwelche Gaben vom Himmel gefallen sind. Beispiele unter Menschen sind Lautsprachen und Körpersprachen, taktile Sprachen, olfaktorische Sprachen. Genauer gesagt Körpersprachen-Unterschiede aufgrund akustischer und optischer Übertragungen; taktile Sprachen, bei denen Berührungen mit Bedeutungen versehen sind wie ein Kuss oder das Händeschütteln; olfaktorische Sprachen, die mit Geruchsmitteln arbeiten, die absichtlich gegeben werden wie Parfums oder Weihrauch in Kirchen. Oder gastrische Sprachen, bei denen Menuabfolgen Auskunft geben über die Wertschätzung des Gastes.

Die wissenschaftliche Disziplin, die sich mit der menschlichen Sprache in umfassender Weise beschäftigt, ist die Linguistik oder Sprachwissenschaft. Auch im Tierreich existieren Zeichensysteme und kommunikative Handlungen, die als Sprache bezeichnet werden. Sprache und Sprachverwendung sind hauptsächlich Inhalt der Sprachwissenschaft und den damit verknüpften Wissenschaften wie Psychologie, Neurologie, Kommunikationswissenschaften, Rhetorik, Philosophie, Medienwissenschaft, Semiotik, Literaturwissenschaft etc.

Uns interessiert aber in diesem Zusammenhang eigentlich wirklich nur dieses Prinzip: kleinste Mitteilungseinheiten, Phone, Bildkleinstteile, Pixels mit Hilfe einer Grammatik, einer Zuordnungsvorschrift so zu einander zu ordnen, zueinander zu kleben, dass sich so etwas wie eine verständliche Sprache ergibt. Und wir nennen so etwas, wenn wir es erlernen, eine Kondition. Sprache ist also im Grunde eine Kondition, ein erlernbares Regelwerk. Ein Regelwerk, das dann allen, die dieses Regelwerk akzeptieren und erlernt haben, die Möglichkeit gibt, das Gleiche zu verstehen. Ein gleichendes, nicht dasselbe! Eine Annäherung.

Sprache ist eine Annäherung an etwas Empfundenes, an etwas Gedachtes. Und da jeder etwas anderes empfindet, etwas anderes denkt – selbst in der angeglichensten Gemeinschaft –, gibt es immer einen Unterschied zwischen zwei Individuen. Diesen Unterschied durch Sprache – auch wenn es eine gemeinsame Konvention ist – zu überwinden, ist eine Schwierigkeit.

Mein Onkel hatte die Angewohnheit nach jedem zweiten, dritten Satz zu sagen, „net wahr, net“. Dies ist eine Bekräftigungsrhetorik, die unterstellt, dass ich dasselbe verstehe wie er und dass ich sozusagen das gleiche gedankliche und emotionale Konzept verfolge wie er. Von dieser Idee ausgehend stülpt er mir sozusagen sein Weltverständnis über und behauptet, ich würde dasselbe Weltverständnis haben wie er.

Wenn ich das jetzt auch mache, dann stülpen wir uns gegenseitig Tarnkappen über und bemerken nicht den Unterschied. Das ist quasi eine ideale Hochwaldlabor-Situation für Streit, zumindest für Missverständnis. Dieses Nichterkennen und Nichtakzeptieren des Unterschiedes – fast die Vorstufe der Intoleranz – ist wohl eines der grossen Missverständnisse, die man glaubt mit Sprache überwinden zu können. Insbesondere mit wortgebundener Sprache.

Viele philosophische Konzepte gehen davon aus, dass das menschliche Denken nur wortgebunden stattfindet. Und das bedeutet, dass alle Aktivitäten und Aktionen, die wir ausüben, und auch das, was wir Kommunikation und Mitteilung sowie Mitteilungsentschlüsselung nennen, ausschliesslich über das Wortbewusstsein abläuft. Es handelt sich um ein Denken, das davon ausgeht, dass klassisches, philosophisches Bewusstsein nur mit wortgebundener Sprache verknüpft ist. Dabei wird weiter davon ausgegangen, dass kognitives Denken nur

mit dem Wort in Verbindung gebracht werden kann. Dass dies nicht umfassend Sinn macht, lässt sich schon dadurch erkennen, dass ein Denken in Bildern oder musikalischen Elementen oder mathematischen Elementen kein kognitives Denken mehr wäre. Damit bewegen wir uns in jener platonischen Rigorosität, in der Kunst, Musik und nicht normative Literatur für den Menschen sinnlos, ja schädlich wäre. Und zwar deshalb, weil sie nicht eindeutig sind, dürfen und können sie nicht logisch und rational bedacht werden. Davon ausgehend wird die Verpackung von wortgebundener Sprache in Schrift als Nachweis für hochstehende Kultur genommen.

Kurt Gödel würde sich im Grabe umdrehen, wenn man ihn als primitiv und nicht logisch denkend anschauen würde. Er war immerhin einer der grössten Mathematiker des zwanzigsten Jahrhunderts. Und doch ist es genau ihm gelungen, in der Mathematik, die nichts anderes ist als eine Form der Sprache, logische Löcher zu entdecken, so dass er derjenige war, der herausgefunden hat, dass die Eindeutigkeit der Mathematik eben nicht gegeben ist. D. h. ein Denksystem, das logisch und rational ist wie kaum ein anderes, ist doch charakterisiert durch irrationale Löcher.

Wenn wir aber davon ausgehen würden, dass alles Denken nur wortgebunden stattfindet, so hat das Konsequenzen. Und alle Kulturen, die keine Schrift aufweisen – sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart – werden als primitive Kulturen benannt. Und diejenigen, die eine Schrift besitzen, werden als höhere oder als Hochkulturen bezeichnet. Es gibt Religionen, die bezeichnen alles, was nicht Buchreligion ist, als teuflisch und bekämpfungswert. Die Unterteilung in höhere und niedere Kulturen wirft inzwischen Fragen auf: Was ist eine Hochkultur? Was ist eine Kultur, die keine Schriftsprache besass? Und was ist überhaupt eine Kultur?

Kultur lässt sich sehr knapp wortsprachlich fassen, nämlich dahingehend, dass es ein abgesprochenes oder ein ausgemachtes Verhalten ist, das zu dem Verhalten der Mitglieder untereinander und zu dem Verhalten der Mitglieder zur Umwelt bestimmte Regeln und Rituale erfindet. Emotional aber bedeutet Kultur, sich verbunden zu fühlen mit einer Gruppe von Menschen, um gemeinsam etwas zu tun, um sich zu organisieren und um gemeinsam das Leben zu strukturieren; sich dafür auch Zeichen zu geben z. B. in Form von Tanz oder Verhaltensmustern oder visuellen Objekten.

In Peru gab es beispielsweise Kulturen, die bis zu 6000 bis 7000 Jahre vor Christus zurückreichten. Sie bauten Anlagen mit raffiniertester Architektur, welche die Interaktion mit dem Wasser und mit der Landschaft einschloss. Sogar landwirtschaftliche Anlagen, die durch integrierte Wasserkanäle gespeist wurden, und zwar so, dass die Saaten bewässert wurden, jedoch nicht auswuschen. Darüber hinaus hatten sie eine gelungene Arbeitsteilung sowie die beste Organisation von grossen Menschenmengen. Es handelte sich um ein komplexes Gesellschaftswesen, das eine hohe kulturelle Leistung vollbrachte, indem sich seine Mitglieder selbst organisierten, ein kalkulierbares, geordnetes Leben führen konnten, so dass sie auch über Schwierigkeiten im Lebensablauf hinwegkamen.

Kann diese Kultur wirklich als primitiv bezeichnet werden, nur weil sie anscheinend keine Schriftsprache besass? Oder ist unsere Vorstellung von Schrift so eng, dass gewisse Ornamente nicht als schriftliche Mitteilungen gelesen werden können? Im Übrigen wurden in dieser Kultur auch nie Marktplätze ausgegraben. Diese Kultur kannte wahrscheinlich keine Wirtschaft in unserem

Sinne und existierte doch für ca. 1000 Jahre in ihrer Intimität und/ oder Komplexität.

Das Naturkundemuseum Rietberg in Zürich hat begonnen, diese Klassifizierungen in Frage zu stellen. Sie versuchen Kulturen, die nicht schriftsprachlich sind bzw. waren, zu rehabilitieren. Auf diese Weise geschieht gerade im Moment in der Archäologie ein wesentlicher Paradigmenwechsel, der sicher interessante Auswirkungen haben wird. Dies beinhaltet aber auch die Überlegung, dass nicht schriftgebundene und wortgebundene Sprachen das alleinige Primat des Menschen höherer Kultur sind. D. h. der Mensch kann offensichtlich auch denken, selbst wenn er nicht in Worten denkt, wenn er nicht in Schrift denkt. Folglich ist kognitives Denken nicht nur auf das Wort reduziert.

Mit den Sinnesmöglichkeiten, die wir Menschen haben, können wir spezifisch spezielle Phänomene und Impulse wahrnehmen, d. h. zunächst Sinnlichkeiten entwickeln. Mit diesen Sinnlichkeiten können wir in der Weise umgehen, dass wir miteinander verabreden, „unter dem verstehen wir das und das“. Verknüpft mit einer Zuordnungsvorschrift ergibt sich dann für uns die Möglichkeit, eine Art Sprache daraus zu entwickeln: visuell, wortgebunden, gestisch, akustisch, olfaktorisch, geschmacklich etc. Im alltäglichen Lebensablauf erfahren wir unsere Impulse aus der Umgebung immer mit der Gesamtheit der Sinnlichkeit, also aller Sinnesmöglichkeiten gleichzeitig.

Jedoch wenn wir etwas anschauen, etwas erfahren, ist es uns häufig nicht bewusst, dass wir gleichzeitig etwas hören, etwas schmecken und auch etwas spüren. So werden beispielsweise Gerüche von Waschmitteln, der Klang von Musik in Kaufhauspassagen und zwischenmenschliche Beziehungen auf einmal wahrgenommen. Und zusammen werden die Eindrücke gesehen, empfunden, gelesen, entziffert. Dies und ihre beurteilende Einordnung in das eigene Denken nennen wir Wahrnehmung.

Die gewonnenen Wahrnehmungen benutzen wir unter anderem für sprachliche Aktivitäten. Bei der Benutzung von Sprache können wir uns einerseits an Konventionen halten. Dann benutzen wir die regionsspezifische Sprache, auf die wir uns geeinigt haben, Chinesisch, Deutsch, Dialekt etc. Es gibt unterschiedlichste Möglichkeiten, beispielsweise mit Worten, Sprache zu produzieren. Andererseits gibt es darüber hinaus auch die Möglichkeit, neben diesen festgelegten Sprachen Dinge zu artikulieren, die zunächst nicht im vollen Umfang für alle definiert sind.

Kunstobjekte sind beispielsweise solche Dinge, die mit Sprachteilen operieren, jedoch über eine eindeutig definierte Sprache hinausgehen. Da künstlerische Aussagen eine Vielzahl an Impulsen geben und die selbstverständlichen Alltagserfahrungen übertreffen wollen, benutzen sie Teile von noch unbenutzten oder ungewohnten Kombinationen bekannter Sprachen. Dies führt zu einer Herausforderung des Betrachters oder Rezipienten. Diese Herausforderung hilft, Neues selber zu denken und damit umfassendere Gedankengänge zu entdecken als die, die wir bereits kennen.

Diese Methode im Kopf, entfernte, scheinbar unzusammenhängende Bereiche miteinander zu verknüpfen, erscheint manchem unsinnig, weil ungewohnt und unüblich. Genau das ist es aber, was dem eingeschränkten Erfahrungsbereich, wie es unsere genormte Gesellschaft ist, Not tut. Kunst kann uns lehren, die

beengenden Kaskaden der Banalität bewusst zu machen und aus denen durch eigenes verknüpfendes Denken herauszusteigen.

Um dies einigermaßen fassen und beurteilen zu können, tragen wir dann unsere Spracherfahrungen, unser Sprachwissen an Dinge heran und versuchen mit diesem Repertoire, diesem Können und Wissen, einer möglicherweise willkürlichen Erscheinung etwas abzugewinnen. Sinnlichkeit ist die Fähigkeit mit unseren Sinnen etwas aufzunehmen, Impulse wirklich differenziert zu entdecken, wahrzunehmen und sie in unserem Gehirn verfügbar zu halten und sie dort zu verarbeiten, im Idealfall zu einer Bewusstheit zu verarbeiten.

Für Überlegungen, für kognitive Aktionen ist das Gehirn zuständig. Es hilft uns, Impulse aus unserer Umgebung aufzunehmen, zu klassifizieren, zu dekodieren; aufgrund von Erfahrungen und Erinnerungen so umzuwandeln, dass für uns selber das herauskommt, was wir als Sinn bezeichnen. Folglich produziert unser Gehirn Sinn. Dazu braucht es aber Erfahrungen. Denn Sinn entsteht aus dem Vergleich gemachter Erfahrungen. Darüber hinaus macht es Abschätzungen, über welche Zeitdauer sich der Sinn erstrecken soll. Dieser Sinn ist immer individuell, d. h. persönlich.

Sprache ist immer eine Funktion des Denkens. Sprache ist nie etwas, was um seiner selbst willen existiert, sondern Sprache ist immer eine Funktion von Denkmodellen und Denkmustern. So wie in der wortgebundenen Sprache die kleinen Mitteilungseinheiten zu Begriffen und zu sprachlichen Gebilden verdichtet werden, so dass sie Sinn machen. Wie Zellhaufen anwachsen und dann viel mehr vermögen als diese einzelnen kleinen Einheiten, so ist der Satz auch ein Gebilde, der einen Gedankengang zusammenhält. Ein Konglomerat von unterschiedlichen Bedeutungsteilen, verpackt zu einer Mitteilung.

Dieses Prinzip der wortgebundenen Sprache ist auch auf die anderen Sinneswahrnehmungskanäle übertragbar. Auch dort wird dann der Begriff Sprache verwendet. Folglich gehen wir hier von den nachfolgenden Sprachen aus, die selbstverständlich immer in Kombination auftreten und verwendet werden.

## **Wortgebundene Sprache**

Lange Zeit wurde eine Unterscheidung getroffen zwischen Parole, Langue und Langage. Also zwischen gesprochener Sprache, Sprache als Mitteilungsprinzip, und dem Grundprinzip Langage für Sprachliches überhaupt. Und lange Zeit glaubte man, dass Sprache ein Privileg der Menschen sei. Dem widersprechen neueste Forschungen im Bereich anderer höherer Lebewesen. Und genau hier kommt der Begriff von Ferdinand de Saussure besonders zum Tragen: Sprache als Mitteilungskonzept, als Mitteilungssystem.

Beispielsweise müssen Walbullen jedes Jahr neue Gesänge erfinden, um von den Walkühen beachtet zu werden. Dann bedeutet das, dieser Walbulle muss sich erinnern, was er im Jahr zuvor gesungen hat. Sonst würde er sich ja wiederholen und ausgelacht werden. Und es käme nicht zur Fortpflanzung. Er muss also eine hohe Erinnerungsfähigkeit haben, muss zusätzlich in der Lage sein, neue Variationen seines Gesanges zu erfinden. Und die müssen sogar so sein, dass sie sich erheblich unterscheiden von den Gesängen der Konkurrenten. Wenn das ohne Bewusstsein möglich ist, so bin ich äusserst überrascht. Denn Bewusstsein

heisst per Definition, sich bewusst sein, was man tut. D. h. dieser Walbulle muss zwangsläufig Bewusstsein besitzen und in der Lage sein, bewusst seinen Gesang zu komponieren und sein Lied zu dichten, seinen Text, den er damit verbindet.

*Ja, wenn er sich erinnert, denkt man ja schon, dass Bewusstsein da ist.*

Per Definition müsste es so sein.

Betrachten wir die wortgebundene Sprache, so finden wir Vokale wie A, E, I, O, U, Ä, Ö, Ü etc.; aber auch Konsonanten wie R, S, T, V, Z etc. Aus diesen einzelnen Lauten werden Sprachen zusammengebaut. Und das kann oft recht kompliziert sein. Z. B. besitzen manche Sprachen wie das Chinesische oder das Tibetische sogenannte Hochtöne, bei denen die korrekte Aussprache von grösster Bedeutung ist, denn kleinste Abweichungen können grundlegende Bedeutungsunterschiede haben. „Tsa“ kann je nach Aussprache Salz oder Gras auf Tibetisch heissen. Ob ich mir aber Gras oder Salz auf das Brot streue, ist ein erheblicher Unterschied. D. h. die Sprachhöhe ist ein wesentlicher Mitteilungsteil.

Dann gibt es aber auch noch die vorher angesprochenen Konsonanten, Rachen-, Kehl- und Gaumenlaute, die in einem bestimmten System kombiniert werden und dann eben auch in den Worten auftauchen. Und da ist es wieder so, dass im Tibetischen auch dort je nach Aussprache ein und desselben Konsonanten Bedeutungsunterschiede haben können. Und zwar in der ganz normalen durchschnittlichen Sprache. Wenn wir also sagen würden „Dscha“, dann ist das ein weicher Gaumenlaut, der geschrieben sehr kompliziert ist. Die Zungenspitze berührt die Schneidezähne dem folgt die Berührung der mittleren Zunge mit dem Gaumen und weiters eine leichte Öffnung des Rachenraums mit einem halben Schliessen des Zahnbereichs zu einem Zischlaut, der mit „sch“ umschrieben werden kann. Dann steht auf dem Papier ein Ka, ein sehr starkes Ka, wir haben ein Ra, das zwischen R und L ausgesprochen wird. Wir haben ein Jata, das nicht gesprochen wird, aber die vorherigen Zeichen verändert. Und aus den vorherigen ein Dscha macht.

D. h. etwas, das für uns nahezu nicht hörbar ist, spielt in Sprachen wie dem Tibetischen eine grosse Rolle. Und das Tibetische hat eine seltsame Charakteristik: es ist extrem logisch und ungeheuer systematisch, denn es kennt kaum Ausnahmen. Das Deutsche ausserordentlich viele Ausnahmen. Im Vergleich zum Tibetischen ist die deutsche Sprache eine unergründlich chaotische Sprache. Auch die Präzision der Mitteilung spielt in der tibetischen Sprache eine grosse Rolle.

„Yo-re“ heisst so viel wie: „Ich weiss vom Hörensagen, dass es in Tibet Yaks gibt.“

Wenn ich aber sage „yo-du“ dann bedeutet das, dass ich schon in Tibet war und dort Yaks gesehen habe. Ich weiss also aus eigener Anschauung, dass es dort Yaks gibt. Und das ist nicht eine spitzfindige Ausdrucksweise von Wissenschaftlern oder Philosophen, sondern das ist die ganz durchschnittliche aber sehr präzise Ausdrucksweise.

Folglich ist die Konvention, die Absprache untereinander so weit gegangen, dass man möglichst eine eindeutige Ausdrucksweise miteinander ausgemacht hat und dass die Urteilungspräzision möglichst weit geht. Manchmal ist es so schwierig, weil gleich lautende Worte so Unterschiedliches bedeuten, dass man beobachten kann, dass zwei Tibeter, die sich etwas erklären, anfangen, die Worte zu buchstabieren, weil in der geschriebenen Sprache noch klarer wird, was der



einzelne Buchstabe bedeuten soll. Diese dann in eine Beziehung zu bringen hat dann eine Bedeutungswirklichkeit.

Das Dscha könnte man auch anders schreiben. Dann würde man es genauso aussprechen. Dann würde es aber etwas anderes heissen, nämlich zum Beispiel Tee

Mund- und Kehllaute können also mit einer raffinierten Zusammenstellung zu Sprache werden. So war mein dadaistisches Drama vom Anfang eine komplexe Sprache. Das aber nicht auf der klassischen Konvention beruhte, nicht allgemein verständlich war, sehr wohl emotional erspürbar.

Sprachen sind aus den unterschiedlichsten Bedürfnissen und verschiedensten Einflüssen entstanden. Sie sind gewachsen. Japaner haben in ihrer Sprache keine Unterscheidung zwischen R und L. Chinesen haben dies auch nicht. Neugeborene Chinesen und Japaner verfügen ausnahmslos über die Fähigkeit zwischen R und L zu differenzieren. Sie könnten also ohne weiteres ein R sagen. Das können sie auch. Mit der Zeit aber entwickelt sich die Adaption an die Sprachmöglichkeit, wenn der junge Mensch aufwächst. Und da die Differenzierung zwischen R und L in dieser Sprache nicht stattfindet, verliert sich das Bedürfnis und auch die Notwendigkeit, diese Differenzierung zu verwenden. Und so ist auch sehr häufig, dass Japaner und auch Chinesen, wenn sie eine andere Sprache lernen wie zum Beispiel Deutsch oder Englisch, dann zwischen R und L nicht mehr unterscheiden können.

D. h. die Sprache ist gewachsen und nicht angeboren. Das ist ein interessante Erkenntnis, speziell der Neurowissenschaft, die das sehr präzise und sehr eindeutig untersucht hat. Bei den Sprachwissenschaftlern ist einer der wesentlichsten des zwanzigsten Jahrhunderts Noam Chomsky, der noch lange Zeit bis in die Siebziger Jahre davon ausgegangen ist, dass Sprache etwas Angeborenes wäre. Deshalb hat er auch sehr komplexe Systeme entwickelt, um Sprache quasi rückwirkend in der Geschichte dazu zu verwenden, dass er die Herkunft von bestimmten Bevölkerungsgruppierungen aus Ursprungsländern geglaubt hat ableiten zu können. Darüber hinaus versuchte er damit auch die Wanderungsbewegungen, die 20 000 bis 15 000 v. Chr. stattgefunden haben, nachzuvollziehen.

Nachdem die Theorie, dass Sprache etwas Angeborenes wäre, sehr stark in Zweifel geraten ist und im Gegensatz dazu aber das Erlernen der Sprache inzwischen eine eindeutige, wissenschaftliche Übereinkunft ist, ist auch diese Herkunftstheorie aufgrund der Sprache sehr stark in den Hintergrund getreten.

Sprachen sind gewachsen. Heute kann ein und dasselbe Wort in unterschiedlichen Sprachen etwas vollkommen Verschiedenes bedeuten. Dies kann zu grossen Missverständnissen führen. Z. B. „Ich bin so angefressen“ meint im österreichischen Sprachgebrauch „ es geht mir total auf die Nerven“. Im schweizerischen Sprachgebrauch meint es genau das Gegenteil, „ich bin sehr begeistert davon“. Die vollkommene Verkehrung ein und desselben Begriffs kann in allen anderen Sprachen ebenso gefunden werden wie ein Beweis dafür, dass sprachliche Grundbestandteile verschieden kombiniert und dekodiert werden können und unterschiedliche Bedeutungsgehalte haben können.

## **Akustische Sprache**

Eine wichtige Sprachäußerung ist die akustische Sprache, eben nicht die wortgebundene Sprache, sondern die akustische Sprache. Bei ihr wird versucht, aus gezielten und auch zufälligen Geräuschelementen für sich selber einen Sinn zu identifizieren und in ein selbstgefertigtes Sprachsystem einzubinden, einzufügen und daraus für sich selber Sinn zu produzieren. Auf der Basis von Klangverständnissen, Klangbedeutungen kann ein Klang auch vorstellbar werden.

In der indischen Musik gibt es eine sehr lange Tradition, in der Klänge Buchstaben gleichgesetzt werden. Z. B. ein Tablarspieler hat für jeden Schlag, den er spielt, einen Buchstaben bzw. eine Silbe zur Verfügung. Er kann mit diesen Silben so spielen, dass für den Insider Worte hörbar werden, wo Rhythmen geschlagen werden. Ein klassischer bengalischer Raga hat eine ganz bestimmte Wortfolge, die der Tablarspieler vorgibt. Er gibt sogar noch an, in welcher Tradition das Stück gespielt, respektive gedacht werden soll. Die anderen Mitspieler lassen sich dann auf die Vorgabe ein, übernehmen einen Teil des Rhythmus und formen daraus eine Melodie. Diese Melodie ist lesbar wie ein Text. Folglich ist ein Raga nicht nur ein musikalisches, sondern auch ein literarisches Ereignis. Schlussendlich auch im Gehirn des Zuhörers ein Ergebnis.

## **Visuelle Sprache**

Visuelle Sprachen wie Bilder, Plastiken etc. haben dieselbe Aktionsweise wie die wortgebundene und die akustische Sprache. Sie sind mehr oder weniger ein dialogisches Element, indem ein Impuls beispielsweise von einer Figur oder einem Bild aufgenommen wird und innerhalb der Konventionen, die man für sich selber entwickelt hat, verarbeitet wird.

Sehr häufig werden auf Bilder Ähnlichkeiten mit sogenannten naturalistischen Wirklichkeiten als schnell erkennbar oder sinnvoll angesehen. Es wird dabei ausser acht gelassen, dass eine zweidimensionale Darstellung eines Gesichts, auch wenn es von einem Foto stammt, etwas völlig anderes transportiert und beinhaltet als ein Gesicht, das wir in dreidimensional lebendiger Art und Weise vor uns haben. Vor allen Dingen fehlt uns beim Foto das Hören, das Riechen, das Spüren, vielleicht sogar der Geschmack. Riechen und Schmecken sind oft so verquickt und so verknüpft, dass sie sich schwer trennen lassen. D. h. wenn wir die visuelle Sprache so wie die akustische und wortgebundene Sprache isoliert anschauen, lassen wir immer die anderen Aspekte weg. Das ist eigentlich unzulässig.

Raffinierte Bilder spielen mit der Erinnerung des Betrachters in einer Art und Weise, dass zu einer gesehenen, einer visuellen Wirklichkeit etwas Gehörtes, Gedachtes, Gefühltes, Geschmecktes hinzuassoziiert wird. In der Kommunikationswissenschaft spricht man dabei von einer synkretischen Wahrnehmung, einer zusammensehenden, zusammendenkenden Wahrnehmung. Gedichte, die sehr stark mit Assoziationen spielen und ohne diese nicht funktionieren und die vor allen Dingen Vieldeutigkeit offerieren, brauchen genau diese synthetische Bedeutungswirklichkeit oder diese synkretische Möglichkeit oder Fähigkeit des Gehirns, da sonst das Entdecken eines Sinnes nicht möglich ist. Bei einem Bild ist es genau das Gleiche.

Wir können also feststellen, dass viele Bereiche, die wir als Kunst betrachten, von einem Erfahrungsvorsprung abhängig sind, der im Gehirn des Betrachters oder des Rezipienten abgespeichert ist und der die Möglichkeit des synkretischen Wahrnehmens eröffnet. Diese Möglichkeit des synkretischen Wahrnehmens entsteht dann, wenn wir tatsächlich den grössten Teil unserer Wahrnehmungen quasi primär und nicht sekundär machen.

Primär heisst, Wahrnehmungen, die direkt von uns selber, von unserer Wirklichkeit gemacht werden im Sinne von der tibetischen <jodu> Ich war da, ich habe das wahrgenommen, direkt an Ort und Stelle. Und nicht das <Jore>: ich habe gehört oder ich wurde unterrichtet von.

Elektronische Medien wie Radio, Fernsehen, Computer liefern uns Einkanalinformationen. D. h. sie liefern uns nur einen Aspekt einer Wirklichkeit und lassen die anderen vier Kanäle fast unberücksichtigt. Film bzw. Fernsehen benutzen zwei dieser Kanäle: das Hören und das Sehen. Und unser Gehirn lässt sich überlisten und glaubt, diese Sekundärwirklichkeit sei eine primäre. Dies wird uns meist nicht bewusst. Jeder Krimi im Fernsehen gaukelt uns vor, bei einem realen Geschehen dabei zu sein. Wir merken das, indem wir den Harn zurückhalten, indem wir beispielsweise auch heftige Atmung entwickeln; und häufig gibt es rote Köpfe. Es gibt einen erhöhten Blutdruck. Und es gibt insgesamt einen erhöhten Tonus, Adrenalinausschüttungen etc. Alles unwillkürliche Reaktionen auf etwas, was unser Gehirn als die primäre Wirklichkeit anschaut und deshalb Angst, Wut und Stress empfindet. Erst wenn der Fernseher ausgeschaltet wird, wird an der Intensität der Wasserwerksbenutzung die Einschaltquote gemessen.

Dementsprechend kann die Reaktion auf künstlich erstellte Wirklichkeiten durchaus Dimensionen annehmen, die einer Primärwirklichkeitserfahrung nahekommen oder gleichkommen. D. h. Sprache, bewusst eingesetzte Sprache, wenn sie aus zwei Kanälen kombiniert wird, kann unser Gehirn bereits überlisten. Ein einziger Kanal genügt nicht. Dieser lässt uns die Möglichkeit der Distanz und der Reflexion. Deshalb ist ein Buch eine völlig andere Wirklichkeit als ein Film. Etwas als eine gemachte Wirklichkeit zu erkennen, lässt uns die Chance über die Information nachzudenken. Es zieht uns nicht emotional so hinein, dass wir diese Möglichkeit als primäre Wirklichkeitserfahrung in uns verarbeiten würden. Eine Zweikanalinformation, wie das vor allen Dingen Sehen und Hören in Kombination ist, die bewusst als kodierte Sprache eingesetzt wird – und so ist das beim Film – ist eine derart massive Invasion in unsere Denkmöglichkeiten, dass wir die Distanz kaum bewältigen. Genau diese Distanz, die uns das Erlebte bewusst verarbeiten lassen würde fehlt uns dann.

Bildnerische Kunst ist genauso eine Möglichkeit, sich zu distanzieren und sich dennoch einzulassen auf eigene Assoziationen, die man zu einem Objekt entwickelt. Aber hier ist die Möglichkeit gegeben, dies bewusst zu reflektieren. Und es besteht auch die Möglichkeit, es bewusst nicht zu reflektieren und sich einfach auf die Gefühle einzulassen. Letzteres wäre schade, weil man damit eine wesentliche Dimension des Objektes negiert und ungenutzt verstreichen lässt. D. h. die Untugend des unreflektierten Eintauchens in visuelle Gegebenheiten, wie wir sie vom Film her kennen, wird häufig übertragen auf die Ebene der bildnerischen Produktion. Damit können Unverständlichkeiten auftreten, die so nicht notwendig wären. Es entstehen auch Erwartungen an Bilder, die von vornherein niemals gedacht waren. Und das nur deshalb, weil wir ein filmisches Verständnis an unsere Umgebung herantragen. Demzufolge ist die Sprache des

Films eine extrem komplexe und komplizierte und gleichzeitig eine invasorische, weil sie uns emotional überfordert. Bis auf ganz wenige Menschen, die gelernt haben, die Sprache des Films zu dekodieren und mit der Sprache des Films kräftig und mächtig und selbstverständlich umzugehen. Dies kommt dann, wenn man sehr viele Filme bewusst und mit Überlegung anschaut und sich einlässt auf die verschiedenen Diktionen von Regisseuren oder anderen Leuten, die Wirklichkeiten inszenieren. Selbst sogenannte Dokumentarfilme sind inszeniert. Und zwar massive Inszenierungen, weil sie aus gefundenen Möglichkeiten spezielle Teile so herausgreifen und so zueinander in Beziehung setzen, dass im Grunde der Kommentar des Journalisten übrigbleibt und uns als scheinbare 1:1-Wirklichkeit vermittelt wird.

Sprache ist etwas, was uns ununterbrochen und ständig begleitet.

### **Kombination der Sprachen**

Architektur beispielsweise hat eine unglaubliche Dominanz der visuellen Information. Dies ist einerseits gut, aber es wird dabei ausser acht gelassen, dass Architektur eben nicht nur über das fotografierte Bild oder über das äussere fotografische oder naturalistische Bild erfahrbar ist, sondern auch eine räumliche Erfahrung ist, indem man sich darin bewegt. Hinzu kommt noch das Riechen beispielsweise des feuchten Betons, der leicht mineralisch riecht und eine gewisse Kühle abstrahlt. Das wird automatisch als Information mitgegeben, wenn ich mich beispielsweise in einem ausgeschalteten Keller befinde. Wenn ich dies nur fotografiere, werden bis auf die Augen keine Sinne angesprochen: ich rieche nicht, ich höre auch nicht diesen Hall meines Knirschens von den Füßen, wenn ich über den Boden gehe. Folglich habe ich jede Menge Information nicht. Der Blinde wird mir sagen, dass das Geräusch für die Raumerfahrung von eminenter Bedeutung ist. Die meisten Blinden, die mit ihren weissen Stäben am Boden entlangfahren, erfahren nicht nur die taktile Information, vielmehr hören sie den Schall, der von den Wänden und von der Decke und vom Boden kommt und orientieren sich daran.

Ich habe einige Entwürfe mit Studenten in Innsbruck gemacht, bei denen wir Leitsysteme für Flughäfen überdacht haben. Wir haben dazu Sachverständige vom Blindenverband eingeladen, die uns gesagt haben, welche Leitsysteme für sie einen Sinn machen und welche nicht. Die einfache Idee, entlang der Wand irgendwelche Noppensysteme zu machen, ist für Blinde unsinnig, denn man geht in einem Raum nicht nur an einer Wand entlang, sondern durchkreuzt ihn auch. Folglich ist die akustische Information von grösster Bedeutung für einen Blinden.

Für uns ist die akustische Information auch sehr wichtig. Jedoch ist sie uns nicht bewusst. Wir nehmen sie zwar wahr, aber nicht bewusst. Damit möchte ich auf etwas eingehen, was meiner Meinung nach für Sprache sehr wesentlich ist.

Gerade wenn wir Sprachenformen nehmen, die aus anderen Sinneskanälen kommen und für andere Sinneskanäle gedacht sind als ausschliesslich der gesprochenen Sprache, der wortgebundenen Sprache, die entweder als Schrift – als eingefrorene akustische Sprache – oder als gehörte Sprache zu uns kommt, dann befinden wir uns in gleichbedeutender Weise in der visuellen, der akustischen, der gestischen, der olfaktorischen, der gustatorischen Sprache. Und dies wird bei uns häufig mit Gefühl assoziiert. In unserer Gesellschaft gilt das Gefühl als das Wahlempfinden, als das Denken in einem abgehobenen, eher

interpretierenden, manchmal auch betrügenden Wahrnehmen. Es ist aber genau umgekehrt.

Die Verweigerungshaltung des rationalen und kognitiven Denkens oder der kognitiven Fähigkeiten unseres Gehirns sind absolut überlebensnotwendig. Sie baut aber, wenn man es jetzt neurobiologisch sieht, eben genau auf diesen Sinnlichkeiten auf, die die Vorstufe oder den Sammelvorgang unseres Erfahrungsbereichs darstellen. Und um überleben zu können, um sinnvoll überleben zu können, brauchen wir die Kognition, die auf die Emotion aufbaut. Die Emotion oder das Gefühl ist nichts anderes als eine spontane, kognitive Aktion, also ein spontanes Überlegen des Gehirns, welche Erfahrungen habe ich mit dem schon gemacht, was mir da meine Augen, meine Ohren, mein Mund, meine Finger, meine Zunge, meine Nase an Informationen liefern. Beispielsweise rieche ich einen seltsamen Geruch, was mir sagt: „da hinten liegt etwas am Boden, was so riecht, wie ich es schon einmal gerochen habe, als die Kuh im Stall etwas unter sich liess.“ Dieser Geruch in der Erinnerung wird automatisch mit dem momentanen Geruchseindruck verknüpft. Und zwar blitzesartig. Und diese Verknüpfung gibt wiederum die Information: „Geh da bloss nicht rein. Das ist nicht sinnvoll.“ Es entsteht spontan eine Abneigung, ein Gefühl, dort nicht hinzugehen. Dieses Gefühl ist quasi eine erste Grundierung dessen, was da drüben stattfindet.

Jetzt kann es aber sein, dass es gar kein Kuhfladen ist, sondern etwas ganz anderes. Z. B. kann es sein, dass es ein riesiger Knödel Walrat ist, also ein Ballen unverdauter Teile, die Wale ausspucken. Und das riecht genauso wie ein Kuhfladen. Nun ist es aber so, dass dieser sogenannte Walrat die Grundlage ist für alle Parfums, die heute verwendet werden. Also bin ich ein reicher Mann, wenn ich so einen Knödel Walrat habe. Denn mit diesem übelriechenden Knödel habe ich vielleicht eine halbe Million Euro in der Hand. Dann würde es sicher Sinne machen, dort hinzugehen, ihn aufzuheben und mitzunehmen.

Das heisst, dass mein Gefühl der Abneigung gegen diesen Knödel eigentlich zunächst etwas ist, was durch das Nachdenken und durch das Nachschauen in sinnvoller Weise eines Besseren belehrt wird. Dem Gefühl sofort nachzugeben und das Gefühl als die einzige Wahrheit zu nehmen, die ich erfahren kann, wäre eine falsche Interpretation dieser sprachlichen Einheit „Kuhfladengeruch“.

Gefühl ist etwas Wunderbares, weil es uns eine spontane Entscheidungsmöglichkeit gibt. Und Gefühl baut auf Sequenzen von Erfahrungen auf, die in einer ganz bestimmten Abfolge von meinem Gehirn abgerufen werden und in Beziehung gesetzt werden zur momentanen Situation. Das ist Sprache in klassischer Art und Weise. Aber eben unbewusste, nicht bewusst verwendete Sprache. So wie unser Körper sehr viele sprachliche Informationen in automatischer Weise verarbeitet.

Vieles, was uns unangenehm ist, dekodiert unser Gehirn und reagiert selbstständig darauf. Wenn ich früher in die Waschküche meiner Mutter hinabsteig, dann war da so ein satter Nebel. Es herrschte eine Hitze von 40°C. Und in dem Kessel hat es gekocht. Es war da diese stickige Luft, die nach Kernseife roch. Und es war dieser dichte Dunst, der von der muffigen Wäsche herrührte, die in Kernseife eingeweicht war; diese dichte Feuchtigkeit. Da habe ich automatisch reagiert, indem ich schneller geatmet habe. Tiefer atmete, da ich sonst zu wenig Luft hatte. D. h. das Kleinhirn wird über die Hypophyse so in Bewegung versetzt, dass man schneller atmet, um genug Sauerstoff zu haben,

um in diesem Dunst überhaupt sinnvoll zurechtzukommen. Eine schnelle Dekodierung des Einflusses oder des Impulses, der über die Nase, über die Augen - da ist ja dieser undurchsichtige Nebel - über das Gebrodel, das ich da hörte, über die taktile Empfindung der nassen Hitze auf der Haut zum Gehirn geht. Das alles passiert automatisch. Und gleichzeitig hatte ich das Gefühl: „schleich dich da raus, das ist scheusslich!“ Ich hatte automatisch eine Abneigung gegen das, obwohl ich eigentlich zu meiner Mutter wollte, die da drinnen steckte, was ja letztendlich eine Zuneigung war.

Widerstreitende Emotionen, widerstreitende Gefühle, die mich in einen Konflikt gebracht haben. Insofern ist die Waschküche gefühlsmässig für mich etwas Scheussliches. Gleichzeitig zieht es mich auch an, weil ich da hin möchte, weil meine Mutter da drin ist.

Folglich lassen Gefühle eine schnelle Entscheidung zu: will ich da bleiben oder will ich da weg. Aber mich länger mit den Gefühlen aufzuhalten und länger darin zu bleiben, ohne nachzudenken, was passiert über diesen spontanen Impuls hinaus, wäre wahrscheinlich nicht sehr sinnvoll. Dementsprechend ist es sinnvoll, anschliessend die Kognition in Gang zu setzen und weiterzumachen.

Genau dasselbe passiert beim Film. Beim Film im Gefühl zu verharren, sich dem Gefühl auszuliefern und sich zu verweigern weiter zu denken und sich zu verweigern, die Sprache, die hinter dem Film steckt, lesen zu wollen, und damit die Absicht, die hinter dem Film steckt zu entdecken, und damit quasi den Grund, warum man den Film anschaut, voll herauszufinden, wäre ein schwerer Verlust.

Teile unserer Gesellschaft lebten und leben im Wesentlichen davon - und das ist eine Errungenschaft des frühen zwanzigsten Jahrhunderts: totalitäre Systeme, wie es der Nationalsozialismus war, wie es der Stalinismus war, haben darauf gebaut, Bewusstheit und klares Denken zu verhindern, zu diffamieren und zu hintergehen mit Hilfe von Gewalttätigkeit, mit der Unterdrückung von Denksystemen und Denkmustern, mit Demagogie, mit Überlistung des klaren Denkens, und auch mit Hilfe von raffinierter Unterdrückung von Meinungsentfaltung und -entwicklung. D. h. diese Systeme haben sehr erfolgreich verhindert, dass Kognition überhaupt entstehen kann. Nach 1945 ist diese Entwicklung weitergegangen in der Form einer Wirtschaftsdiktatur, die über die Form von Werbung, über den massiven Einsatz von einer für uns kaum erkennbaren, subtilen Demagogie, die dieses System des Hintergehens des Denkens weitergeführt hat. Eine grosse Rolle spielt auch ein Missbrauch der Psychologie. Sie ist dahingehend verwendet worden, das Denken zu diffamieren und das Gefühl in die Höhe zu jubeln in einer Art und Weise, wo wir möglichst wenig denken sollen, damit uns vieles nicht klar wird, was mit uns unternommen wird und was mit uns geschieht.

In den siebziger Jahren hat es das berühmte Wort der Manipulation gegeben. Ein Begriff der heute nicht mehr gebraucht wird, weil man der Annahme war, dass wir alle freie Menschen seien, die sich diesem Vorgang entziehen könnten, da wir durch unsere Intelligenz und unser Wissen nicht darauf hereinfließen würden. Wenn man sich einmal vorstellt: Ikea verdient über 80% seines Umsatzes mit Kleinkram, den kein Mensch braucht und der auch nichts mit Möbeln zu tun hat, mit Dingen, die man einfach aufgrund der raffinierten Positionierung mitnimmt. Warum haben die meisten Supermärkte an den Kassen genau die Sachen, die man eigentlich nicht kaufen würde? Genau da, wo man warten muss, bis die drei

Leute vor einem fertig sind, stehen diese Sachen und laden einen ein, mitgenommen zu werden.

Aus diesem Grund haben viele Sprachwissenschaftler und auch Neuroästhetiker einen Hang dazu, das Denken neu zu promoten, zu fördern und von diesem im-Gefühl-sich-wälzen etwas wegführen wollen, weil es zu einem Beharren in einer gedanklichen Bequemlichkeit führt, die einen nicht weiterdenken lässt und vor allen Dingen Konsequenzen nicht mehr abschätzen lässt, weil man ja schon zufrieden ist. Um dies neurobiologisch auszudrücken: Es werden so viele Endorphine ausgeschüttet, dass schlussendlich kein Interesse des Gehirns mehr übrigbleibt, sich in der Gehirnrinde, im kognitiven Bereich überhaupt noch aktiv zu betätigen. Eine Absättigung. Das ist auch das Prinzip des Kitsches.

Das Kriterium für das Denken ist im Grunde, dass man Dinge hinterfragt und in Bezug zueinander setzt. Sich nicht zufrieden gibt mit einer Situation, in der man sich momentan schlichtweg einfach wohlfühlt. Folglich ist der konstruktive Zweifel ein wichtiges Charakteristikum, das man immer wieder einsetzen sollte.

Umgekehrt ist das nachhaltige sich Wohlfühlen erst aus einer umfangreichen kognitiven Aktion heraus erst möglich, denn das kurzfristige Denken und das schnelle Gefühl führen schlussendlich auch zu einer schnellen Frustration. D. h. ich gebe mich kurzfristig mit etwas zufrieden und in dem Moment, in dem ich mich zufrieden gebe, kommt schon der Wunsch für eine Steigerung der Zufriedenheit. Aus dem heraus entsteht eigentlich eine Unzufriedenheit. Diese Unzufriedenheit wiederum kann nur durch eine höhere Dosis „Wohlfühlsituation“ gebändigt werden, die aber dann wiederum von einer neuen Unzufriedenheit abgelöst wird. Auf diese Weise entsteht ein wiederkehrender Mechanismus – und das ist das, was wir als Konsumindustrie bezeichnen. Und genau das macht auch der Kitsch. Der Kitsch ist genau die Droge, mit der wir uns selbst befriedigen. Wobei aber der Kick schnell verfliegt und wir einen neuen Kick brauchen. So entsteht eine Schleife, eine Lawine, die eben nicht in der letztendlichen Zufriedenheit endet.

Eigene geistige Tätigkeit aus einem Impuls heraus führt zu ganz anderen Ergebnissen. Wer viele bewusste Erfahrungen gemacht hat verfügt über ein Repertoire, das er abrufen kann. Wer noch dazu viele primäre Erfahrungen gemacht hat verfügt über profunde selbstgemachte Erlebnismuster, die er zur Verfügung hat. Dies befähigt zu weitläufigen Assoziationen und so können Worte diese Erinnerungen wecken und damit neue Wirklichkeiten erfinden lassen.

Sagt einer:

„wer reitet so spät durch Nacht und Wind...“

... so hören wir doch sofort das Pferd, da sehen wir doch sofort den Nebel und das Kind ...

Wer übrigens nach Jena geht und etwas nördlich von Jena diesen Sumpf an dem Goethe diese Ballade angefangen hat zu skizzieren, ist wahrscheinlich enttäuscht. Dort ist ein Tümpel von ungefähr 25 m Länge und ca. 40 m Breite. Dahinter befindet sich ein Wald. Davor sind Kornfelder. Beides gab es damals schon. Es hat überhaupt nichts von diesem ausgedehnten Sumpfgebiet, das wir mit der Ballade assoziieren. Aber wir assoziieren dies, weil wir schon einmal Sümpfe gesehen haben. Es gibt noch viele Jugendliche, ich habe auch Studenten,

die noch nie einen Sumpf gesehen haben. Sie haben vielleicht einen Sumpf im Fernsehen gesehen, aber noch nie in der Realität. Jetzt sagt ihnen dieses sprachliche Element zunächst einmal gar nichts. Es fehlen ihnen folglich ganz viele Erfahrungsgrundlagen, um dieses Gedicht überhaupt erfahren und nachempfinden zu können. Es fehlen die Grunderfahrungseinheiten, um dieses Gedicht überhaupt lesen zu können. Eine der Auswirkungen wird sicher sein – und das kann man zum Teil beobachten –, dass althergebrachte, kulturelle Wirklichkeiten, die für uns selbstverständlich sind, nicht mehr in dieser Weise möglich sind, dass sie verschlossen sind wie z. B. der Umgang mit diesem Gedicht.

Folglich verschieben sich Erfahrungswirklichkeiten und damit werden geschichtliche Wirklichkeiten immer weniger nachvollziehbar. Wir haben jetzt schon Teile in der Gesellschaft, die es nicht gewohnt sind, lange Sätze zu hören, zu entschlüsseln oder komplexere Begriffe aufzunehmen und zu entschlüsseln. Es gibt bereits jetzt gewisse Hierarchien in der Sprache, die manche Gruppierungen in der Gesellschaft ausschliessen. Aber es gibt dieses Phänomen auch umgekehrt.

Sprache wächst, Sprache verändert sich, je nach sich veränderndem Erfahrungshintergrund. Egal ob akustisch, wortgebunden, visuell, olfaktorisch, gestisch oder geschmacklich.